

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 43

Artikel: "Heimkehr" [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 43, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

25. Oktober 1919

— = = Vaterwunsch. = =

Von Adolf Vögtlin.

Nur noch eine kleine Strecke
Möcht' ich mit den Kindern gehn
Hand in Hand aus kühlem Tale.
Zu den lichten, warmen Höhn.

Lange noch in mildem Glanze
Liegt dort eine schöne Welt,
Fernhin führen goldne Straßen,
Von dem Abendschein erhellt.

Tochter, sieh, es fliegt dein Krieger
Siegbekränzt dort auf dich zu;
Sohn, geh' hin und werd' ein Sieger
Mit des Geistes Waffen du!

Nur noch eine kleine Weile
Soll' ich dann dem jungen Glück;
Kehre, seinen Glanz im Auge,
Gern ins dunkle Tal zurück.

— „Heimkehr“.

Erzählung von Paul Ilg.

Oskars erste Eingebung wär, hinauszustürzen, die Mutter mit Gewalt von dem wüsten Gesellen loszureißen, doch ein unsäglicher Ekel unterdrückte dieses Ehrgefühl und zwang ihn, die Türe sachte zu schließen. Trotzdem hörte er mit geschrägten Sinnen, was draußen vorging, vernahm er schändliche, empörende Worte, die der blöde Taugenichts lallend gegen seine Ernährerin ausstieß.

War das nicht ein ins Gemeine verzerrtes Abbild dessen, was die opferwillige Seele ehemel mit ihm, dem Sohne, durchmachen mußte? Er war freilich nie betrunknen heimgekommen, solcher Niedrigkeit überhaupt nicht fähig gewesen. Aber hatte er ihr deshalb mehr Schonung bewiesen als dieser aufgelesene, arbeitscheue Wicht, der seelenvergnügt ihre letzten Kräfte verprägte. Das war die große Gewissensfrage, vor der Oskars Seele sich duckte. Die konnte nur er allein entscheiden. Welchen Wünschen, die im Bereich des Möglichen lagen, hatte er zugunsten der Mutter entsagt, auf welcher Station seiner eigenwilligen Lebensfahrt war ihm der Gedanke gekommen, die Zurückgebliebene vom Slavendienst zu befreien, auf die Höhen seines Strebens mitzunehmen?

Im Hause herrschte bald wieder Todesstille. Der Betrunkene mochte sich den heftigen Vorwürfen durch einen faulstöden Schlaf glücklich entzogen haben. Doch Oskar fand keine Ruhe. Er konnte das traurige Nachtbild nicht los wer-

den. Durfte das der Lebensabend seiner Mutter sein? Ein langsamer Opfertod war dies, ohne einen Schimmer dessen, was Freiheit und Menschenwürde heißt. Klaftertief unter seinem Fühlen und Denken fristete sie ein aschgraues, trostloses Dasein . . .

„Als ich von ihren Schultern getragen den Sprung in die große Welt tat, ließ ich sie nicht nur zweck- und ziellos zurück; nein, ich stieß sie dazu noch ohne Erbarmen in die Tiefe!“ So lautete das Fazit seines Kindtums.

Am folgenden Morgen schickte die Mutter einen scheuen, fragenden Blick nach dem Sohne aus, als sie ihm das Frühstück brachte. In seinem wie in ihrem Antlitz lagerten Schatten der unter Seelenqualen durchwachten Nacht. Aber Oskar gab ihr offenen Auges stumme Antwort auf ihre Frage, worauf auch das letzte bischen Farbe von ihren Wangen schwand.

„Hast du schlecht geschlafen oder Angst gehabt diese Nacht?“ sagte sie bang, wie ein verschämter Bettler zaghaft an des Reichen Türe klopft.

„Ja, allerdings, um dich! Wie sollte ich nicht,“ entgegnete er zwischen Mitleid und Empörung. Nach einer Pause setzte er bitter hinzu: „Nein, es ist nicht zu fassen! Mit einem solchen Bündel Unrat magst du dich herumbalgen auf deine alten Tage?“

Doch im nämlichen Augenblicke schlug ihre Stimme um, erwachte in ihr das eifernde Weib, die kampfbereite Beschützerin, der man die ängstlich gehütete Kreatur entreißen will. In einem langen Redeschwall, den er verzweifelt über sich ergehen ließ, strich sie den Uebeltäter heraus und stellte ihn wieder ganz als verführte Unschuld hin, die nur durch schlechte Gesellschaft vom rechten Wege abgetrieben sei. Diesen Geist kannte Oskar zur Genüge; es half nichts, sich dagegen aufzulehnen. Solange sie der Unhold nicht ruchlos niederschlug und solange die Mißbrauchte noch einen Finger regen konnte, ließ sie nicht von diesem Gesellen ab. Oskar mußte dem Uebel von der andern Seite zu Leibe gehen. Das kostete ihn vielleicht große Ueberwindung, doch darnach durfte er nicht fragen. Jetzt kannte er eine ernste Aufgabe, an der er seine Kräfte messen und stählen konnte.

III.

Der Präsident Holmer stand am Treppenfenster seines Hauses und überlegte im Wechsel von Behagen und Unmut, wie weit eigentlich seine Befugnisse reichten, wie er seine Regentschaft am besten ausdehne und ob es in der weiten Welt noch eine Existenz gebe, die so wie die seine in Machtfülle prange.

Es war wieder einmal Feiertag und das Ruhen schon mehr ein Naturgebot für den Bauermann. Holmer freilich brauchte nur auszuruhen von etwelcher „geistigen“ Arbeit, welche das Berechnen der Sporteln, die Bevormundung seiner Mitbürger, das Austifeln lokaler Zwistigkeiten und dergleichen mehr erheischt. Körperliche Anstrengungen gingen ihm gegen den Strich. Darin hätte er ohnehin hinter seiner unermüdlichen, von nagendem Geiz geplagten Gattin zurückstehen müssen, die sich nicht abhalten ließ, den Stall eigenhändig auszumisten. So kam es, daß sich mit der Zeit bei den beiden Eheleuten ein lustiger Gegensatz entwickelte: sie rieb sich auf bis zur Klapperdürren Magerkeit und er wurde fett wie ein geruhssamer Kapuziner. Hingegen verließ seine Gesinnung durchaus nicht in sanften, wohlwollenden Rundungen, sondern geradezu gefährlich spitz, in eine Art Giftdrüse, die unaufhörlich träufelte und seinen Gedanken und Reden einen unangenehmen Beigeschmack verlieh. Mit schnüffelndem Eifer wachte er darüber, daß in seiner Gemeinde die Weisheit keine allzugroßen Treffer mache, weil dadurch sein eigenes Licht leicht verdunkelt werden könnte, und wo etwa ein Schäfchen verheizungsvoller hüpste und blöckte, verfolgte er es mit der Schleuder eines guten Hirten oder hetzte ihm die Hunde der übeln Nachrede an die Wolle.

Nun war es neuerdings wieder dieser junge Imhof, der die Gemüter der Dorfbewohner beunruhigte. Kurzum, was der im Leben noch erreichen konnte und wollte — darüber hatte sich Holmer nun lange genug Gedanken gemacht. Diesen daraufhin geradezu auszukundschafsten, war seine beste Absicht. Schon des Jünglings Bagabündner unter dem unkontrollierbaren Vorwand der Erholungsbedürftigkeit reizte sein präsidiales Gewissen. Diesen Schleddrian durfte er nicht weiter mitansehen. Denn vor den „Imhoffsch“ war die Armenkasse ewig nicht sicher. Die Lumperei lag in der Familie.

So sah er wollüstig grübelnd, im Geiste mit seiner Nachbarschaft hadernd, hinaus und bemerkte dann bei einem

zufälligen Wechsel des Blickes, daß seine Jüngste, die Martha, ausgerechnet mit Oskar Imhof auf dem kleinen, den Hof abschließenden Hügelrücken zusammensaß. Der junge Herr schien sich recht gut auf allerlei scherhaftem Gallimathias zu verstehen, denn das Lachen da oben war schon bald vom Ausgelassensten dieser Gemütsbewegung. Als Holmer noch etwas schärfer hinsah, traf ihn ein bissiges Vergernis. Oskar hatte nach Art der wahrsagenden Zigeuner Marthas Hand ergriffen, die Linien aufmerksam betrachtet und dann anscheinend hinterlistigerweise so eine — Lappalie draufgedrückt.

„Wa . . . was fällt dem Schlingel eigentlich ein?“ brummte der in Aufregung geratende Armenvater. Ja, was war jetzt das! Und wozu hatte das Maitle überhaupt das neue Kleid angezogen? Sachte öffnete er den Fensterflügel und schob den dicken roten pomadisierten Kopf durch die Öffnung. Im selben Augenblicke beugte sich Oskar nieder, wie um seiner Nachbarin etwas Besonderes ins Ohr zu flüstern, worauf sie geradezu ausschrie und seinen krausen Kopf mit beiden Händen von sich stieß.

„Holla!“ dachte Holmer, „jetzt wird's Zeit, daß ich . . .“ er wußte indessen rein gar nicht, was da zu tun war. Aber er zitterte beträchtlich. „Das sind Missanzerien,“ knirschte er in sich hinein. „Hingegen sollen sie sich in acht nehmen. Und wenn's auch nur eine lumpige Scharwenzelei ist . . . Das Maitle soll sich zusammennehmen,“ verbesserte er sich. Eine Jungfer Holmer mußte in Rudelsnamen wissen, was sie dranzeigte, wenn sie sich einen von der Sorte Imhof zu nahe kommen ließ.

Allein die gröhre Ueberraschung stand ihm noch bevor. Die beiden auf der Anhöhe schienen völlig ahnungslos, auf nichts weniger bedacht als auf einen böswilligen Beobachter. Der Blätterschirm einer Buche schützte sie teilweise vor unberufenen Augen, sie fühlten sich vollkommen geborgen. Oskar setzte sich noch um eine Spanne dichter neben diezaghaften Jungfer. Es war ihm eine Lust, wahrzunehmen, wie Furchtsamkeit und leimende Neigung sie verwirrten, wie ihr Auge nirgends rasten konnte, weder auf dem Buche, das in ihrem Schoße lag, noch sonstwo, und am wenigsten auf ihm, der seine Blicke unbesangen streichen ließ durch jedes Fältchen ihres Gewandes, über die Wellen ihrer dunklen seidigen Haare und mitten hinein in die beredte Röte ihres Angesichts. Wenn er von Zeit zu Zeit tief Atem holte, wollte der ihrige stocken, als stünde sie unmittelbar vor dem wichtigsten Ereignis ihres Lebens.

Eigentlich, dachte er, sollte man keine höhere Macht begehrn als so ein heimliches Herrschen über eine unangetastete, noch in allen Rätseln bangende jungfräuliche Seele! Sie kam ihm jetzt nicht mehr einfältig, sondern mehr als sonst etwas anbetungswürdig vor — ein unverdientes Geschenk des Himmels. Dass sie ihn schon recht gut leiden möchte, hatte er soeben erfahren. Sie schmückte sich, um vor ihm zu erscheinen, ergriff verlegen die Flucht, wenn er ihrer in einem bäuerischen Anzug ansichtig wurde, und konnte lachen wie ein geschaukeltes Wiegendkind, sowie er seine witzigen Geschichten auskrachte. Ihre Liebe aber war auf einem Felsen gewachsen, der hieß: trotz alledem! Oder sann die Präsidententochter nicht darüber nach, wenn sie

solche Gunst schenkte? Stieg ihr nicht ein übles Gerüchlein in die Nase, wenn sie an seinen Anhang dachte oder die Thrigen darüber reden hörte? Wie stark musste dann aber die Abhängigkeit sein, die sie seinen eigenen Gaben zollte.

„Mir scheint, wenn eine gewisse Zuflucht nicht wär', so hätte ich längst mein Bündel geschnürt und bereits wieder heißes Pflaster unter den Füßen!“ gestand Oskar mit Wärme und Dankbarkeit. „Sag aufrichtig — wunderst du dich nicht auch ein wenig, daß ich überhaupt nur einen Tag weiter unter dem Dache dort leben mag?“

„Warum, du bist doch bei deiner Mutter, nicht?“ gab sie einfach zurück.

„Ja, schon — aber bei wem ist meine Mutter?“ seufzte er in Erinnerung jener nächtlichen Schau. Dann erzählte er plötzlich ganz ernst gestimmt dem vertrauenswerten Mädchen alles, was er wußte, und ging sie um Rat und Hilfe an. Eine schmerzliche Beichte — allein, er hatte sie nicht zu bereuen. Martha Holmer griff mit beiden Händen nach der guten Gelegenheit, dem gescheiteten Jüngling, der seine Worte so fein sezen konnte und in der Liebe so kühn zu Werke ging, ihre Teilnahme zu beweisen.

„Ich mußte schon oft darüber nachdenken,“ gestand sie ihm, „und wenn andere über deine Mutter spotten möchten, tat es mir jedesmal weh. Wer sie kennt, kann über ihr Mißgeschick nicht lachen. Ich sage mir immer, sie hat gewiß furchtbar gelitten, weil sie dich jahrelang nicht sah. Dann kam sie sich auf der Welt schließlich ganz überflüssig vor. Das konnte sie einfach nicht mehr aushalten. Und der verfommene Bursche, an den sie geraten ist, merkte bald, was ihm da blühte. Er hat in der Gemeinde sowieso nichts mehr zu verlieren — da kroch er in die warme Hütte der mitleidigen Frau, die an ihm ein Samariterwerk tun wollte. Aber, gib acht, ob sie den traurigen Irrtum nicht bald einsieht, wenn sie dich wieder einige Zeit um sich hat. Du darfst sie nur nicht drängen; sie muß ganz von selbst dahinterkommen. Der Vater sagte gestern, es sei wieder ein Strafmandat wegen Wilderei gegen den Faulenzer losgelassen. Entweder müsse deine Mutter achtzig Franken hinlegen oder der Bursche werde einige Wochen hinter Schloß und Riegel gestellt. Ich glaube fast, das Zahlen wird ihr diesmal sauer werden, und wenn sie ihn einmal sitzen läßt, auch nachher energisch die Hand auf den Beutel hält, ihm ungeschafft nicht mehr brätelt und pfannkühlt . . . dann geht er eines Tages kaltblütig auf und davon. Das ganze Dorf wird aufatmen, wenn wir ihn endlich los sind.“

Wiewiel Güte, Klugheit und Menschenkenntnis, die Oskar kaum bei einer welterfahrenen Frau gesucht hätte, sprach aus den Worten des zwanzigjährigen Mädchens! Wie kam der polternde, unduldsame Alte zu dieser gerechten, nachdenklichen Tochter? Der glückdatmende Jüngling sah darin ein echtes Gotteswunder, das ihm heilsamer war als alle Offenbarungen der Natur. Es ergriff ihn gleich einer



Paul Altheer: Weinberg.

Erweckung zur Menschenliebe. Lange fand er kein Wort mehr und eine große befruchtende Stille kam über die jungen Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte des Weizenburg-Bades.

Der Gebrauch der Warmbäder ist durch die Römer zu uns gekommen. Die Römer waren es auch, die die Thermalquellen in Baden (Aqua) und Leuk zuerst zu Heilzwecken benützten. Diese Bäder kamen daher schon frühzeitig zu hoher Blüte; namentlich Baden spielt in der schweizerischen Kultur- und Sittengeschichte des Mittelalters eine große Rolle.

Erst viel später traten die heute berühmten Heilbäder des Kantons Bern in die Geschichte ein: das Gurnigelbad, das Heustrich-, Lenker- und Weizenburgbad. Typisch ist die Geschichte des Weizenburgbades. Sie sei hier in kurzen Zügen skizziert.*)

Eine alte Talchronik von Adelsboden verlegt die Entdeckung des Weizenburger Gesundbrunnens ins Jahr 1415; sie erzählt die Begebenheit wie folgt: Der letzte Freiherr von Weizenburg, dessen Anherren mit der Stadt Bern so oft in schlimmer Fehde gelegen, wollte sein einziges Töchterlein einem Herrn Hans von Grimmestein ehelichen. Rüngunde aber liebte den jungen Mönch Gervasius aus dem Augustinerkloster im benachbarten Därstetten, einen geborenen Herrn von Simmenen, und sie ließ sich von ihm, der gleicherweise in Liebe zu ihr entbrannt war, in ein sicheres Versteck oben in der Schlucht des Buntschibaches entführen. Hier baute ihr der Bruder eine kleine Hütte und ein treuer und ver-

*) Wir benützen die Darstellung H. Hartmanns im „Großen Landbuch“, ferner D. Gempeler-Schlettis „Heimatkunde des Simmentals“.